

Ein Frauenkampf.

Erzählung von K. Labacher.

(Schluß.)

Felter machte eine Bewegung, als wollte er sich auf Rachele stürzen. Er hielt indessen wieder inne und rang krampfhaft nach Atem.

„Und warum das alles?" stieß er mühsam hervor.

Sie spielte nachlässig mit ihrer Fächerkette und ein feines Lächeln öffnete ihre Lippen. „Sie hatten mir einige Tage früher gesagt, daß Sie mich nicht liebten, daß keine Gefahr für Ihre Gattin in Ihrem Umgange mit mir läge. Das ärgerte mich und beleidigte meinen weiblichen Stolz. Ich wollte, daß Sie mich lieben sollten, ich wollte Sie trennen von Ihrer angebeteten Helma. Da scheute ich denn das bißchen Kohlendampf und Kopfweh nicht, um zu meinem Zwecke zu gelangen."

„Dämon, Teufel!" schrie der Professor in ungezügelter Wut auf.

„Nein, ich bin nur ein gelangweiltes Weib, welches Abwechslung und Unterhaltung nötig hat. Und dann — vergessen Sie nicht, daß ich wirklich eine große Neigung für Sie gefaßt hatte. Ich wäre mit Freuden Ihre Gattin geworden, wenn Sie nicht den thörichten Einfall gehabt hätten, mich vom Theater entfernen zu wollen. Warum gebärden Sie sich denn so trostlos? Der Weg zu Helma bleibt Ihnen ja für alle Fälle offen!"

Er würdigte sie keiner Antwort mehr. Sein Blick streifte sie mit unendlicher Verachtung, ehe er sie verließ.

Sie blickte ihm mit einem flüchtigen Achselzucken nach. — Noch vor einer Stunde hatte sie ihn zu lieben geglaubt und nun sah sie ihn ohne Bedauern scheiden für immer.

„Bah, die Liebe ist entweder ein leerer Wahn, oder ich bin ihrer unfähig!" sagte sie sich. „Ich wäre doch neugierig, dieses Gefühl kennen zu lernen, welches ich so oft auf der Bühne darstellen muß. Es ist seltsam, daß ich mit einundzwanzig Jahren noch frage: „Was ist Liebe?"

11.

Felter kam von seinem Besuche bei Rachele in einem Zustande nach Hause, der nahe an Sinnesverwirrung grenzte. — Er mußte für diesen Tag auf seine Krankenvisiten verzichten, da er sich jedes klaren Denkens unfähig fühlte. Er sandte deshalb nach seinem Assistenten und übertrug diesem die Aufgabe, nach seinen Patienten zu sehen.

Der junge Mann ging und Felter war nun sich selber überlassen und dem Wirbel aufgeregter Gedanken, welcher durch sein Gehirn tobte. Rachele's unerhörte Handlungsweise hatte ihn in einen Abgrund geschleudert, aus dem er keinen Ausweg, keine Möglichkeit sich wieder emporzuringen vor sich sah. Er kannte Helma; er wußte, wie sanft und hingebend sie war, wo sie liebte — aber auch wie stolz und unzugänglich, sobald sie unverdient in ihren reinsten Empfindungen verletzt worden war. Und wie schwer, wie tief, wie unverzeihlich hatte er sie gekränkt und beleidigt. Niemals, niemals konnte sie ihm das verzeihen!

Dann aber kam die Hoffnung wieder. Helma hatte ihn einst so unaussprechlich geliebt — vielleicht sprach noch ein Rest dieser alten Liebe in ihrem Herzen für ihn, vielleicht vermochte sie ihm doch zu verzeihen, wenn er Rachele's herzlose List vor ihr aufdeckte?

In einem solchen Momente wieder auflebender Hoffnung entschloß er sich, an Helma zu schreiben. Aber wie den Brief beginnen? Wie eine Einleitung für die Bitte finden, daß sie, die Mißhandelte, zu ihm, dem reuigen Schuldvollen, zurückkehren möchte? Unzähligemale fing er zu schreiben an und eben so oft warf er das Blatt zur Seite, da es ihm nicht gelingen wollte, die rechten Worte für seine Bekenntnisse und Wünsche zu finden. Endlich meinte er einen erträglichen Brief fertig gebracht zu haben und mit klopfendem Herzen vertraute er ihn der Post an. Nie waren ihm die Tage so langsam und qualvoll verstrichen als die nun folgenden, in welchen er auf Helma's Antwort zu warten hatte.

Sie kam nach einer Woche erst und Lilli war's, die sie brachte. Das junge Mädchen trat vornehm und kalt wie eine Fremde in sein Sprechzimmer.

„Ich bin nun schon einmal zum Briefboten bei Dir geworden, Vetter!" sagte sie. „Ich konnte Helma's Bitte, Dir dieses Blatt zu übergeben, nicht zurückweisen, da sie mir zugleich eine mündliche Botschaft für Dich aufgetragen hat. Ich soll Dich in ihrem Namen bitten, ihren Frieden nie mehr durch Briefe oder irgendwelche Nachrichten zu stören. Sie hat in den Armen ihrer Mutter die Ruhe des Herzens wiedergefunden und hofft auf völliges Vergessen ihrer überstandenen Leiden."

„Auf Vergessen!" wiederholte der Professor schmerzlich, während er Helma's Schreiben entfaltete. Es enthielt nur die wenigen Worte: „Ich habe Dir schon lange verziehen und beklage Dich jetzt! Mehr aber kann ich nicht thun für Dich. Mein Vertrauen zu Dir ist für immer dahin und eine Ehe ohne Vertrauen wäre ein Unsegen für uns beide. Uebrigens verbietet mir auch mein Stolz, in ein Haus zurückzukehren, aus dem ich wie eine Ueberlästige vertrieben worden bin. Lebe wohl für immer! Helma."

Felter's Gesicht hatte sich beim Lesen dieser Zeilen mit einer wahren Todesblässe überzogen. Langsam ließ er das Blatt sinken und wandte sich zu Lilli. „Ich danke Dir, Cousine, für die Ueberbringung des Briefes und Deiner Botschaft. Dein heiteres, freundliches Gesicht paßt gar nicht zu dem traurigen Amte, welches Du zu verrichten hattest. Du warst der Scharfrichter, der die vom Gesetze ausgesprochene Strafe an dem Verurteilten vollzog. Du kannst ruhig sein, Du hast Helma's Auftrag redlich ausgeführt, Du hast meine letzte Lebenshoffnung vernichtet."



Markt in Hallstadt. (Mit Text.)

In Felter's Ton und in dem trostlosen Blicke seiner Augen lag etwas, was die gutherzige Lilli unwillkürlich bewegte.

„Es thut mir sehr leid, daß alles so hat kommen müssen!" sagte sie. „O die böse, abscheuliche Rachele! Und ich konnte sie einst meine beste Freundin nennen! Hätte ich doch auf Papa gehört, der mich immer vor ihr warnte! Aber ich wollte ihm nicht glauben. Sie hat Dein und Helma's Glück gewissenlos in den Staub getreten, die listige Heuchlerin!"

„Glaubst Du, Lilli, daß Helma wirklich unerbittlich ist?" fragte der Professor ängstlich. „Du mußt die Gefühle eines weiblichen Gemütes besser verstehen als ich. Rate mir, was soll ich thun, um das Herz meiner Frau wieder zu gewinnen?"

„Und da sollte ich mir nun wohl Sorgen und Gedanken um Dich machen, Cousin?" sagte Lilli, „und ich bin den Sorgen so abhold. Trotzdem wäre ich nicht hartherzig genug, Dir einen Rat zu verweigern, wenn ich einen zu geben wüßte. Du hast es der armen Helma gar zu schlimm gemacht. Ich an Ihrer Stelle würde Dir auch nie verzeihen und vielleicht keine Frau, die ein wenig Ehrgefühl hat. Du wirst schon ruhig die verdiente Strafe ertragen und auf Helma verzichten müssen."

„Ich kann's nicht!" erwiderte er dumpf. „Wäre sie mir durch den Tod entrissen worden, so müßte ich mich wohl in das Schicksal und seine unerbittliche Notwendigkeit fügen. Aber zu denken, daß ich Thor! meine kostbarsten Schätze, mein edles Weib und mein Kind freiwillig aufgeopfert habe, das ist nicht zu ertragen, das bringt den Wahnsinn, das bringt den Tod!"

„Wohlan, Vetter, ich will ein Wort für Dich bei Helma wagen," sagte Lilli, ihm die Hand reichend. „Vielleicht gelingt es mir, sie versöhnlicher zu stimmen, und höre, wenn es Dir zu einsam wird in dieser großen, leeren Wohnung, dann komm' zu uns, da findest Du fröhliche Gesichter und manchmal auch Nachrichten von Deiner Frau und von Deinem Kinde. Helma ist so liebenswürdig, mir öfter zu schreiben!"

„O, Lilli, wie bist Du gut!" rief Felter, die Hand des jungen Mädchens stürmisch an seine Lippen pressend. „Wenn es möglich ist, daß mir Helma verzeiht und zu mir zurückkehrt, so werde ich es Dir zu verdanken haben."

„Hoffe nicht zu viel!" erwiderte Lilli. „Du bist ein großer Sünder, Vetter, und ich weiß nicht, ob es für Dich eine Absolution gibt!"

Von diesem Tage an eröffnete Lilli eine lebhafte Korrespondenz mit Helma. Da flogen die parfümierten, rosenfarbenen Briefchen wie ein lustiges Kreuzfeuer hin und wieder. Lilli predigte Frieden und Versöhnung, Helma wollte nie und nimmer wieder etwas von dem Manne wissen, der ihr so bittere Schmerzen zugefügt hatte.

Aber aus allen den anklagenden Worten der jungen Frau schimmerte doch noch immer ein Strahl der Liebe für ihren geschiedenen Gatten. Sie konnte das herbe Wehe, ihn verloren zu haben, nicht ganz verheimlichen, eben so wenig als den Wunsch, Lilli möchte fortfahren, ihn zu entschuldigen, für ihn zu bitten und vor allem von ihm zu erzählen, von seiner heißen Reue und von seiner verzehrenden Sehnsucht nach seinem fernen Weib und Kinde.

Und Lilli mit ihrem klugen Köpfchen erkannte die Lage der Dinge ganz richtig und hoffte zuversichtlich, die beiden Gatten wieder zu vereinigen. Sie fuhr fort, Helma mit ihren Briefen zu bombardieren; sie schilderte Felters zunehmende Traurigkeit und Blässe, sie ließ in ihren Worten endlich sogar die Befürchtung durchschimmern, sein Gemüt könnte sich unter dem Drucke seiner Selbstvorwürfe und seiner ungestillten Sehnsucht leicht für immer verfinstern. Und darauf hin kam folgende Erwiderung von Helma:

„Teuerste Lilli! Du willst also nicht ablassen, an meinem schwachen Herzen zu rütteln. Du glaubst recht zu thun, wenn Du das Wort für den treulosen Mann führst, den ich längst aus meinem Gedächtnis hätte streichen sollen — aber leider nicht konnte. Du machst mich für seine geistige Gesundheit fürchten, ohne zu bedenken, wie wenig Schonung er mir gegenüber kannte. Hätte der plötzliche, unerhörte Schlag, mit dem er mich traf, nicht auch mich töten oder meinen Verstand umnachten können? Ich sehe das alles, Felters ganzes Vergehen gegen mich klar vor Augen und trotzdem findet Deine Verteidigung seiner Schuld ein lautes Echo in meiner Brust. Ich möchte ihn nicht unwürdig finden, weil — Dir darf ich es ja gestehen — weil ich ihn noch liebe, weil ich meinem Sohne den Vater zurückgeben will! So sei denn der Gedanke einer Wiedervereinigung mit Friedrich aufgenommen in meiner Seele. Aber ich beschwöre Dich, Lilli, lasse ihn noch nichts merken von meiner versöhnlicheren Stimmung, laß uns erst abwarten, ob nicht doch die Zeit ihn lehrt, meinen Verlust zu überwinden. Denn das eine versichere ich Dich, daß ich eine zweite Enttäuschung oder auch Kälte und Gleichgültigkeit von seiten meines Gatten nicht überleben würde. Ich will ihn noch einige Monate auf die Probe stellen. Ist dann seine Sehnsucht nach mir unvermindert, so magst Du ihm in meinem Namen erlauben, Versöhnung mit mir zu suchen. Nicht früher, es wäre doch vergebens!"

„Als ob ich nicht warten könnte!" lachte Lilli mutwillig vor sich hin, nachdem sie mit dem Lesen des Briefes zu Ende war. „Als ob ich nicht auch meine kleine Privatrache an dem Herrn Cousin zu kühlen hätte!"

Bald darauf kam Felter, wie er während der letzten Zeit fast jeden Abend zu thun pflegte, auf Besuch in das Haus des Bankiers.

Er war wirklich sehr bleich und hager geworden der Professor Felter und aus seinen Augen blickte ein scharfer, ungeduldiger Schmerz. Lilli verließ ihren Verlobten und setzte sich nach einigen kleinen, maskierenden Beschäftigungen an Felters Seite.

„Hast Du einen Brief von Helma?" fragte er gepreßt. „Ist noch immer keine Aenderung in ihren Gesinnungen eingetreten?"

Lilli's Gesicht nahm einen tiefernsten Ausdruck an.

„Du weißt, Vetter, daß ich in letzter Zeit einige Hoffnung hatte, Helma zum Guten zu stimmen," sagte sie. „Heute aber erhielt ich einen Brief von ihr, der mich wieder weit von meinem Ziele entfernt. Helma scheint sich in ihrem neuen Leben ganz gut zu gefallen. Ihre Mama sucht ihr alle möglichen Zerstreuungen zu verschaffen; sie machen und empfangen viele Besuche, kurz, es fehlt Helma nicht an Unterhaltung!"

„Das ist mir neu an meiner Frau, sie liebte es sonst nicht, sich in Gesellschaften zu bewegen!" sagte der Professor unruhig.

„Vergiß nicht, Vetter, daß Helma durch den gewaltsamen Stoß, den ihre heiligsten Empfindungen erlitten haben, gar leicht aus ihrer gewöhnlichen Bahn geworfen sein kann. Sie sucht nun Vergnügen nach außen, da sie das Glück in ihrem Inneren nicht mehr findet — es ist dies sehr natürlich. Nein, das macht mir keine Unruhe!"

„Und was sonst?" murmelte der Professor, von Lilli's seltsamem Ton im Innersten betroffen.

„O, es ist nichts, gewiß nichts!" erwiderte sie ausweichend.

„Lilli, ich beschwöre Dich, erzähle mir, was Du hinter Deinem „es ist gewiß nichts" verbirgst. Ich muß es wissen — und Du, Du bist so gut, Du wirst es mir sagen!"

„Ach, Du nimmst die Sache so tragisch auf, Friedrich. Da muß ich wohl aufrichtig sein, um Dich zu beruhigen. Helma spricht mir in ihrem letzten Briefe etwas zu viel von einem jungen Schriftsteller, den sie kennen gelernt und der täglich in dem Hause ihrer Mutter aus- und eingeht, das ist alles. Mein Gott, im Grunde genommen ist es ja sehr natürlich, sich für einen Dichter zu interessieren! Da muß gerade kein tieferes Gefühl dahinter stecken. Aber — die Theemaschine ist leer geworden, ich muß meine Pflicht als Hauswirtin erfüllen. Verzeihe, Vetter!"

Professor Felter blieb in einem dumpfen, trostlosen Hinbrüten zurück. Ein Nebenbuhler! Das war es also, was die sanfte, weichherzige Helma so unerbittlich machte. — Und er hatte nicht einmal das Recht, sie des Verrates an seinem Herzen anzuklagen, er hatte ihr den Schwur ewiger Treue zurückgegeben. Sie war frei, sie konnte ihre Neigung und ihre Hand verschenken an wen sie wollte. In diesem Gedanken fielen ihn die Furien der Verzweiflung an.

„Was dem armen Friedrich nur heute fehlen mag?" fragte Hermann Freidorf heimlich seine Braut.

„Er leidet an Heimweh um seine Frau!" gab Lilli flüsternd zurück. „Er hat jetzt die Strafe für seine Treulosigkeit gehörig zu büßen. Nimm Dir nur ein Beispiel an seinem Schmerze, Hermann, damit Du nie in Versuchung kommst, an Deiner Lilli zum Verräter zu werden!"

„Du loses Mädchen!" sagte Freidorf. „Du spottest noch über den armen Menschen. Helma sollte endlich einmal verzeihen. Friedrich ist ja schließlich nur einer unerhörten Weiberlist zum Opfer gefallen."

Lilli hätte ihrem Verlobten gar zu gern etwas von der in Aussicht stehenden Wiedervereinigung der geschiedenen Gatten gesagt, aber Helma's dringende Bitte um Stillschweigen schloß ihr den sonst so plauderhaften kleinen Mund. Sie nickte nur stumm mit dem Kopfe und wandte sich dann aufmerksam zu ihrem Papa, der dem regungslos dasitzenden Felter die Ursachen der letzten Börsenkrisis auseinandersetzte.

Plötzlich fuhr Felter von seinem Stuhle auf und griff nach seinem Hute. „Ich muß noch zu einem Patienten!" erklärte er. „Bald hätte ich es vergessen. „Entschuldigt mich und lebt wohl!"

Lilli begleitete ihn mit einem Lichte bis auf den Korridor hinaus. Sein Zustand ängstigte sie. Wenigstens dämpfen mußte sie seine Unruhe durch einige Worte.

„Lasse mich machen, Vetter!" sagte sie. „Ich habe noch immer Hoffnung, Dir Helma zuzuführen."

„O, Lilli, Du gibst mir das Leben wieder!" stammelte er. „Du magst es der hartherzigen Helma schreiben, daß mein Fehltritt mich in das Grab stoßen wird, wenn sie mir nicht verzeiht!"

12.

Lilli verstand es vortrefflich, den Professor durch mehr als zwei Monate zwischen Furcht und Hoffnung hinzuhalten. Endlich aber gewann ihre natürliche Gutmütigkeit die Oberhand über ihren Mutwillen und ihre Vergeltungssucht, und überdies sollte in vierzehn Tagen ihre Vermählung mit Freidorf stattfinden, ein Grund mehr für sie zu dem Wunsche, daß die Eintracht zwischen den Gatten wieder hergestellt sein möchte. Sie hatte ja jetzt keine Zeit mehr, den armen Professor zu necken und zu quälen; die tausend Sorgen der künftigen Hausfrau nahmen ihren Kopf gänzlich in Beschlag und stimmten sie zu ungewöhnlichem Ernste. Sie belagerte deshalb Helma's Herz so dringend mit Bitten und Vorstellungen, daß die junge Frau nicht anders konnte, als sich ergeben und der eifrigen Friedensvermittlerin alles zu gewähren, was sie verlangte. Und nun war Lilli zufrieden.

Aber ganz so glatt sollte die Sache für den Vetter Friedrich doch noch nicht abgehen. Eine letzte Strafe und eine letzte Erinnerung an seine Treulosigkeit wollte ihm Lilli noch mitgeben auf seinen Weg zu seinem erneuerten Glücke. Helma hatte ihr geschrieben, daß sie nur dann in Felters Haus zurückkehren könnte, wenn er persönlich sie dahin zurückholen würde, und das paßte trefflich zu Lilli's Plänen. Sie ließ Felter zu sich bescheiden und empfing ihn mit einer so traurigen Miene, daß er sogleich nichts anderes als eine Hiobspost zu hören erwartete.

„Leider ist all mein Mühen und Hoffen vergeblich geblieben!" begann sie mit klagender Stimme. „Es wäre gewiß alles gut gegangen

ohne das Erscheinen jenes verwünschten Dichters. Ich darf es Dir nicht verhehlen, Vetter, von heute an in zwei Tagen, am 6. September, ist Helma's Vermählung mit ihm festgesetzt!"

„Also keine Hoffnung mehr!" sagte er tonlos. „Alles vorüber für mich. O wehe mir!"

„Wie wäre es, wenn Du noch eines versuchtest, Vetter?" sagte Lilli, ihre Hand auf die Schulter des Tiefgebeugten legend. „Du solltest erproben, ob Deine Gegenwart keine Macht über Helma ausübt. Du warst doch ihre erste Liebe, Du bist der Vater ihres Kindes. Wer weiß, ob nicht die alten Gefühle für Dich neu in ihr erwachen, wenn sie Dich nur erst wiedersieht. Wer weiß, ob nicht nur die Langeweile ihrer Vereinsamung sie diesem Dichter zuführt. Kurz und gut — ich an Deiner Stelle würde mich augenblicklich auf den Weg zu Helma machen."

„Ja, ja, Du hast recht, Lilli!" stammelte er und sprang von seinem Stuhle auf. „Und wenn es auch keinen Nutzen bringt, so ist es doch eine Bewegung, ein Handeln. Das thatlose Zusehen, wie sich mein schreckliches Schicksal vollzieht, ertrüge ich ohnehin nicht. O, Gott, ich hoffe nicht, Helma von ihrem Entschlusse abzubringen, nur wiedersehen möchte ich sie noch einmal. Aber werde ich noch zurecht kommen? Die Reise ist weit — und Du sagst, daß in zwei Tagen schon — — — o, es ist zum Rasendwerden!"

Lilli fing eifrig zu rechnen an.

„Es sind ungefähr vierzig Poststunden!" sagte sie, „und vier — fünf Stunden auf unvorhergesehenen Aufenthalt gerechnet — ja, ja, Du wirst noch zurecht kommen. Du mußt eben reisen auf Leben und Tod!"

„Und ich darf keine Minute unnütz verlieren," sagte er ängstlich. „Bitte, Lilli, gib mir Papier und Feder, damit ich meinem Assistenten die nötigen Anordnungen zurücklassen kann."

„Dort findest Du alles zum Schreiben Nötige," antwortete Lilli, auf ihr Arbeitstischchen weisend. „Und dann kommst Du mit mir hinüber zu Papa; er soll Dich mit Reisedecken versehen, denn die Nächte fangen an, kühl zu werden. Zittre doch nicht so, ich glaube gewiß, daß Du noch zur rechten Zeit bei Helma ankommen wirst."

Eine Stunde später bestieg Felter, mit Mänteln und Reisedecken bis zum Ueberfluß versehen, den Postwagen. Welche Reise aber war es, die Lilli dem Professor bereitet hatte!

* * *

Helma saß neben ihrer Mutter am Fenster ihres gemütlichen und mit einfacher Eleganz ausgestatteten Wohnzimmers. Sie arbeitete an einer feinen Stickerei, über die hinweg sie manchmal nach ihrem in einer Wiege schlafenden Kinde blickte.

„Oft ist es mir zu Mute, als hätte ich doch nicht gut daran gethan, meinem Gatten zu verzeihen!" sagte sie während einer solchen Unterbrechung ihrer Beschäftigung. „Wer weiß, wie mein Zusammenleben mit ihm sich von nun an gestalten wird. Wer weiß, ob die Disharmonie, die zwischen uns entstanden ist, sich gänzlich lösen kann? Und hier bei Dir hätte ich vielleicht auf meine Vergangenheit vergessen können. Wahrhaftig, ohne Deinen Rat würde ich wohl nie gewagt haben, an eine Wiedervereinigung mit Friedrich zu denken."

„Und würdest dahin gewelkt sein wie eine Pflanze, der plötzlich Licht und Wärme entzogen worden ist," entgegnete die Matrone, deren ernstes und zugleich gutmütiges Gesicht gar sympathisch aus einem dunklen Spitzenhäubchen hervorsah. „Glaubst Du, meine Wilhelmine, daß ich Dich nicht gerne bei mir behielte, daß mir nicht vor der Einsamkeit graut, die mir auf's neue bevorsteht? Und vor allem, glaubst Du, daß es mir nicht bittere Thränen kosten wird, mich von jenem kleinen Engel zu trennen? — Trotzdem riet ich Dir zur Wiedervereinigung mit Deinem Gatten, weil ich eingesehen habe, daß Du ihn noch immer liebst, daß Dein Leben ein zerstörtes ohne ihn wäre. Und auch er liebt Dich, wie wir aus Lilli's Briefen wissen. Wo läge da die Vernunft in einem hartnäckigen Fortzürnen?"

„Aber sein Verrat, seine Treulosigkeit, Mutter, werde ich das je vergessen können? Werde ich nicht stets in der Angst vor einer Wiederholung seiner Untreue schweben?"

„Du darfst nicht außer Augen lassen, Helma, daß jene Rachele außergewöhnliche, ja teuflische Mittel gebrauchte, um Friedrich an sich zu ziehen und jetzt ist er gewarnt. Jetzt wird es keiner Kokette mehr gelingen, seine gesunde Vernunft zu umnebeln!"

„Ja, ja, ich denke an alles!" murmelte Helma, den Kopf senkend, „und deshalb habe ich ihn ja auch an mein Herz zurückgerufen. Doch kann ich mich der Bangigkeit nicht erwehren. Ob er mich wohl noch wirklich liebt? Ob ihn nicht vielleicht nur die Erkenntnis seines begangenen Unrechtes zur Rückkehr zu mir bewegt? O, Mutter, ein Blick in seine Augen wird mir genügen, um mir diese Frage zu beantworten, und es wäre schrecklich, wenn ich seinen Wiederbesitz nur seiner Reue und nicht seiner Liebe zu danken hätte —"

Ein heftiges Klingeln an der Wohnungsthüre unterbrach das Gespräch. Gleich darauf näherten sich hastige Schritte und — Felter betrat die Schwelle des Zimmers.

Helma warf sich laut aufschluchzend in die Arme ihrer Mutter. Der Anblick des Mannes, der ihr so viel Leid zugefügt hatte und den sie trotzdem noch mit allen Kräften ihrer Seele liebte, kostete sie eine unbeschreibliche Aufregung. Und dazu kam noch ihr Erschrecken über sein verändertes Aussehen, über den sichtbaren Verfall seiner Gestalt.

Auch er hatte mit einer Bewegung zu kämpfen, die ihm fast die Besinnung raubte. Er blieb an den Thürpfosten gelehnt regungslos stehen und hielt seine Blicke auf Helma geheftet.

„Bin ich noch zurecht gekommen? Ist das Entsetzliche noch nicht geschehen?" fragte er mit zitternder, klangloser Stimme.

Die junge Frau suchte gewaltsam über ihre Erschütterung zu siegen. Sie richtete sich von dem Busen ihrer Mutter auf und näherte sich ihrem Gatten.

„Friedrich, ich verstehe Dich nicht!" sagte sie. „Was sollte denn Entsetzliches geschehen sein?"

Helma's Mutter verließ still das Zimmer. Sie betrachtete sich mit feinem Gefühl als eine Ueberflüssige bei den Auseinandersetzungen der beiden Gatten. Felter erfaßte Helma's ihm entgegengestreckte Rechte.

„Mit einem Worte — ist die Hochzeit schon vorüber? Bist Du das Eigentum eines andern?" fragte er, stockend vor übergroßer Erregung.

Ein heftiger Schrecken malte sich in Helma's Zügen. Forschend blickte sie in Felter's bleiches, von einer tödlichen Angst entstelltes Gesicht. Wie, wenn sich Lilli's stete Drohung erfüllt hätte, wie, wenn dieser Mann durch seine Reue und durch ihre allzulange andauernde Unversöhnlichkeit um die Klarheit seines Verstandes gebracht worden war? Helma legte halb scheu und halb mit dem Ueberwallen ihrer alten, heißen Liebe die Arme um den Hals des Professors.

„Du sprichst in Rätseln zu mir, mein Freund," sagte sie sanft. „Ich habe verziehen, ich bin die Deine wieder. Was für Zweifel können Dich jetzt noch quälen?"

Er preßte seine eisigen Lippen auf ihre Stirne.

„Du bist die Meine wieder?" sagte er wie in einem schweren Traum befangen. „Aber er, der Dichter — heute solltest Du ja mit ihm vermählt werden. So bin ich also noch zur rechten Zeit gekommen, darf ich es glauben, Helma?"

„Friedrich, um des Himmels willen, sammle Dich!" rief die junge Frau erschüttert und wußte in ihrer Angst und in ihrem Jammer kein anderes Mittel, ihn zu beruhigen, als daß sie seine Wangen streichelte. „Was für Phantomen jagst Du nach? Wen meinst Du denn, welchen Dichter? Ich habe Dir doch die verlangte Versöhnung gewährt, habe Dir erlaubt, mich heimzuholen in Dein Haus, und nun Deine seltsamen Fragen. — Vor allem, was soll es mit dem Dichter sein? Ich kenne keinen Dichter!"

„Lilli nannte mir den sechsten September als Deinen Vermählungstag mit einem Schriftsteller!" sagte Felter verwirrt. „Ach ja, sie gab mir auch diesen Brief für Dich, den Du gleich nach meiner Ankunft bei Dir lesen solltest."

Helma öffnete hastig das zierliche Couvert.

„Teuerste Helma!" las sie mit lauter Stimme, „ich schicke Dir hiermit Deinen lieben, bekehrten Sünder. Ich habe ihm als Wegzehrung noch ein allerliebstes Märchen von Deiner bevorstehenden Vermählung mit einem Dichter mitgegeben. Sage ihm, daß dies Lilli's Strafe für seine vielen bewußten und unbewußten Sünden ist, und im übrigen gehabt euch wohl und seid glücklich. Ich habe keine Zeit mehr, mich mit euch zu befassen. Ich habe vollauf mit meiner Ausstattung zu thun und Hermann läßt mich ohnehin keine Stunde ungestört. Ich hoffe, daß Du bald wieder hier sein wirst wegen Deines Rates für meine häusliche Einrichtung. Nochmals lebt wohl und gedenkt eurer glücklichen, sorgenbeladenen Lilli."

„O, die boshafte Schelmin! Mich so leiden zu machen!" rief der Professor, während er Helma leidenschaftlich an sein Herz drückte und ihr Antlitz mit Küssen überdeckte. „Und Du, Helma — ist's wahr — Du hast verziehen? Du willst wieder mein treues, herziges Weib sein jetzt und immer?"

Sie führte ihn an die Wiege ihres Kindes und dort umschlang sie ihn fest mit ihren Armen.

„Hier das Pfand unserer Versöhnung!" sagte sie, ihren Kopf an seine Brust legend. „Wohl mir, ich habe in Deinen Augen gelesen, daß Du mich noch immer liebst; die schwarze Wolke ist glücklich an der Sonne unseres Glückes vorübergegangen, und so sei denn alles vergessen, was nicht gut war zwischen uns. Wir haben einen schweren Traum geträumt und sind nun daraus erwacht — nicht wahr, mein lieber, lieber Mann?"

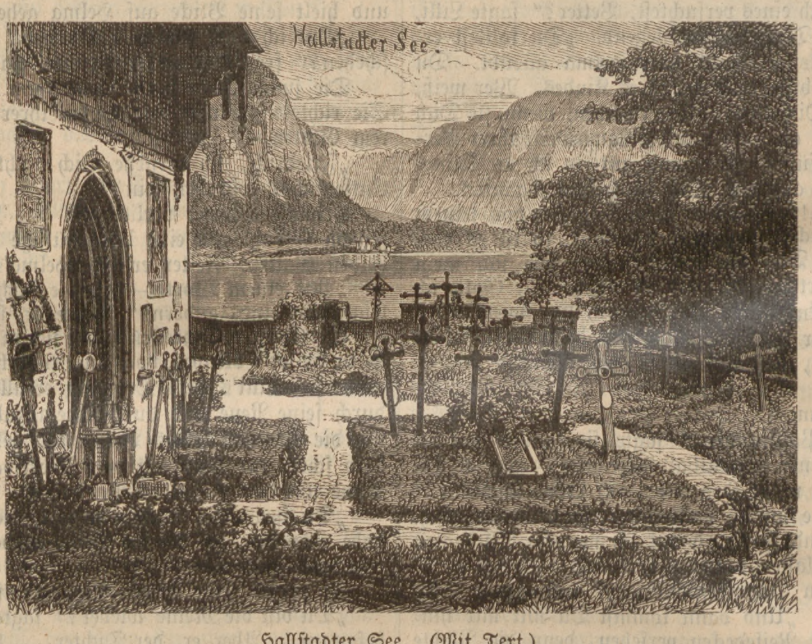
Er vermochte in seiner Rührung, in seiner Verwirrung und Scham kein einziges Wort zu erwidern; aber der Kuß, den er auf ihre Lippen drückte, er war das beredteste und heiligste Versprechen, daß er ihrem goldtreuen Herzen alles überstandene Leid reichlich vergüten wollte!

* * *

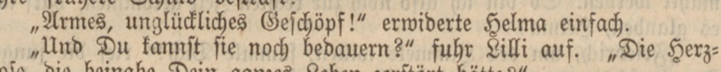
Ein Jahr war vergangen; Lilli hieß längst nicht mehr „Fräulein Steiner", sondern die „gnädige Frau Baronin von Freidorf". Aber die lustige, mutwillige Lilli war sie doch geblieben und alle hatten noch immer von ihren unerbittlichen Neckereien zu leiden, die Felters, der Advokat Brenner mit seiner sanften englischen Gemahlin, Papa Steiner

und sogar ihr geliebter Gatte Hermann. — — — Eines Tages kam Lilli zu ganz ungewöhnlich früher Stunde in das Haus ihrer Freundin Helma. Neben ihrem gewöhnlichen Frohsinn blitzte heute aus ihren Augen noch der Strahl einer lebhaften inneren Befriedigung.

„Ich habe Dir sehr viel zu erzählen, Helma!" rief sie mit wichtiger Miene. „Du bist endlich nun gerächt an der abscheulichen Kokette Rachele. Wie ich Dir schon erzählt habe, hat sie vor einem Monat den schönen Polen geheiratet, welchen sie bei Gelegenheit ihres Gastspieles in Petersburg kennen lernte. Als Ehemann hat nun aber der einst so zahme und geschmeidige Liebhaber gänzlich seine Gestalt gewechselt. Ich weiß es aus bester Quelle, daß er Rachele in eifersüchtiger Wut entsetzlich quält und selbst körperlich mißhandelt. Trotzdem ist sie so rasend verliebt in ihn, daß sie alles geduldig erträgt und die willenlose Sklavin seines Willens ist. Sie, die sich mit den heiligsten Empfindungen ein gewissenloses Spiel erlaubte, hat nun endlich auch die Macht eines wirklichen Gefühles kennen gelernt, und dieses Gefühl selber ist zu einer Geißel geworden, welche sie für ihre frühere Schuld bestraft!"



Hallstadter See. (Mit Text.)



„Armes, unglückliches Geschöpf!" erwiderte Helma einfach.

„Und Du kannst sie noch bedauern?" fuhr Lilli auf. „Die Herzlose, die beinahe Dein ganzes Leben zerstört hätte?"

„Jetzt aber leidet **sie** und **ich** bin glücklich!" rief Helma, „und mein Glück läßt kein gehässiges Gefühl aufkommen in mir. Ja, ohne es zu wollen, war Rachele ein Werkzeug des Schicksals, um mein Leben noch freundlicher zu gestalten, als es früher schon war. Ohne sie hätte mich Friedrich nie so ohne alles Maß vergöttert, wie er mich jetzt liebt. — Deshalb kann ich Rachele bedauern, statt sie zu hassen. — Hörst Du Friedrich's Schritt? Er kommt, um mich zu küssen, ehe er zu seinen Patienten geht. Dem Himmel sei Dank, ich habe vollständigen Sieg errungen über meine gefährliche Nebenbuhlerin!"

Der Professor trat zu den beiden jungen Frauen in das Zimmer. Sein Gesicht hatte die früheren frischen Farben wieder erlangt und aus seinen Augen strahlte ein hohes, reines Glück. Er nickte Lilli freundlich zu und schlang seinen Arm um Helma's noch immer mädchenhaft schlanke Taille. „Man hat mir soeben durch eine sehr schmeichelhafte Zuschrift die Würde eines Professors der Medizin an der Universität angeboten," sagte er.

„Und Du — Du wirst doch annehmen?" rief Helma mit sichtlicher Freude; denn sie wußte, daß ihr Gatte ehrgeizig war und nicht unempfindlich gegen ihm erwiesene Huldigungen.

„O, fällt mir gar nicht ein!" lachte er, „ich bin schon beschäftigt genug — meine Patienten nehmen mir schon zu viel von der Zeit meines häuslichen Glückes hinweg. Ich verzichte gerne auf die Universitätswürde für eine einzige an Deiner Seite verbrachte Stunde!"

„O, wie galant, Herr Vetter!" mischte sich Lilli in das Gespräch. „Du langweilst Dich also nicht mehr zu Hause?"

„O, Lilli, das ist wider die Abrede, daß die Vergangenheit begraben und vergessen sein soll!" sagte Helma im Tone sanften Vorwurfes.

Felter drückte einen Kuß der Dankbarkeit auf Helma's Lippen.

„So sei es, Du mein heißgeliebtes Weib!" sagte er mit leiser Stimme. Und so blieb es auch in Felter's Hause. Helma hatte es auch nie mehr nötig, des schweren Kampfes zu gedenken, durch den ihr Lebensglück einst mit ewiger Zerstörung bedroht worden war.

Der Schafberg bei Ischl. (Mit Text.)

Die Rache der Zigeunerin.

An der Küste der Grafschaft Kent wohnte der Fischer Samuel Parker. Er trieb indessen seit einigen Jahren die Fischerei nur noch anscheinend, brachte nur selten Fische auf den Markt und war wegen des Verkaufs durchaus unbesorgt. Gleichwohl hatten Frau und Kinder was sie gebrauchten vollauf, und Samuel bisweilen mehr, denn oft genug ver-

riet er ein Zuviel an Tabak und Getränken. Längst hatte die Nachbarschaft geflüstert, daß er alles für Fisch halte, was ihm ins Netz komme,



Sturm in Sicht. (Mit Text.)

und daß er vermutlich meist „Butten" fange, und was man geflüstert, war Wahrheit, Parker war ein unternehmender und kühner Schmuggler.

Da — an einem Winternachmittage — geschah es, daß Samuel Parker auf dem Wege nach seiner Hütte beim Hervortreten aus einem Gehölz einer Zigeunerin begegnete, die schon geraume Zeit sich in der Gegend aufhielt, bei Tage erschien und des Nachts verschwand, ohne daß

man wußte wohin; denn ihre Leute hatten weit und breit kein Lager. Das einzige lebende Wesen, das sie begleitete, war ein Säugling, den sie auf dem Rücken trug. Ihren Lebensunterhalt schien sie sich dadurch zu erwerben, daß sie den jungen Mädchen Männer, den jungen Männern Frauen, den Wirtschafterinnen Glück mit Bienen und Federvieh und den Müttern für ihre zerlumpten Buben die Würde eines Aldermann oder Kirchspielvorstehers prophezeite. Die Zigeunerin war weder alt noch häßlich. Sie mochte etwa 30 Jahre zählen; indessen hatten Sorgen und Kummer ihr Antlitz bereits tief gezeichnet. Ihr Aeußeres besaß eine gewisse Hoheit, obschon sie nur mittlerer Größe war. Sie hatte den Bronzeteint, das ovale Gesicht und die dicken dunklen Locken ihres Volkes. Ihre Augen waren schwarz, groß und ausdrucksvoll; es lag Kraft und List und jener fürchterliche Zauber darin, der sonst der Klapperschlange eigen sein soll. Das Zwielicht verschwand mehr und mehr; es war dunkler geworden und der Wind schüttelte die Bäume, als die Zigeunerin Parker in den Weg trat und sagte: „Soll ich Euch Eure Zukunft verkünden, Herr?“

„Nein!“ fuhr Samuel mürrisch auf. Allein ich will Euch die Eure sagen und zwar unentgeltlich: Ihr kommt auf die Tretmühle, Ihr Landstreicherin, und das Treten wird Euch eine heilsame Motion sein. Der Bankert aber hinter Euch, wenn er erst alt genug ist, wird er, dank Eurem Unterrichte und Beispiel, eines Tages am Galgen baumeln, weil er jemandes Pferd für das seinige angesehen oder etwas noch Schlimmeres gethan hat.“

Die Augen der Zigeunerin sprühten glühenden Haß, ihre Lippen öffneten sich und zeigten eine Doppelreihe der schönsten weißesten Zähne, unverständliche Laute, halb Worte, halb höhnisches Gelächter, drängten sich in ihre Kehle, und der Woge gleich, die höher und höher schwillt, um desto sicherer zu vernichten, schien sie ihre volle Kraft zu sammeln. Dann brach sie plötzlich los mit einer Stimme, die der Wind zerriß: „Bösewicht, Elendester der Bösewichte! Ein harmloses Weib und ein säugendes Kind bedrohst Du mit den Schrecken des Gesetzes, Du, der wie ein Raubtier im Dunkeln schleicht, weil Du Dein verfluchtes Gesicht der Sonne nicht zu zeigen wagst, der Du in See gehst, nicht um für Dein Vaterland zu fechten oder Dein Brot Dir ehrlich zu verdienen, sondern um durch schlechte Mittel zu erwerben, feige zu stehlen und das Gesetz zu überlisten. Du, der Du am Ufer lauerst, zitternd und bebend, als hörtest Du in jedem Windstoß Kettengeklirr, oder der Du wie ein Maulwurf in den Eingeweiden der Erde wühlst, damit kein ehrliches Auge Dich erblicke!“

Ob dieser Rede vermochte Parker seinen Zorn nicht länger zu zügeln. Mit einem fürchterlichen Fluche schleuderte er seinen Knotenstock nach dem in diesem Augenblicke gräßlich-schönen Weibe. Das aber wich dem Wurfe aus und ergoß sich nun in einen noch heftigeren Wortstrom.

„Feigling!“ kreischte die Frau wutschäumend. „Weiber mögen Dir zu Feinden recht sein; doch sollst Du erfahren, daß Weibesrache schwer trifft. Ich kenne Deine heimlichen Höhlen, Löcher und Gänge; wohin die Wellen Dich auch tragen mögen, ich weiß, was Du vorhast; wohin der Mondschein dringt, folgen Dir meine Boten und alle Winde sind mir dienstbar und bringen mir Kunde.“

Lebhafte Gestikulation begleitete diese mit erhobener Stimme auf Parker geschleuderten Verwünschungen. Die Augen der Zigeunerin leuchteten im Halbdunkel und weißer Schaum stand vor ihren bleichen Lippen. Sie glich einer Irrsinnigen. Plötzlich ging ihre Stimme in einen eindringlicheren Ton über: „Ich kenne die Geschichte Deines Lebens,“ begann sie mit fürchterlichem Ernst, „was Du in Deiner innersten Brust verschlossen wähnst — ich kenne es. Wie in einem Spiegel könnte ich Dein verhaßtes Selbst Dir vorhalten. Statt dessen sollst Du Deine Zukunft erfahren. Für Geld freilich nicht, nicht für Lohn will ich Dir das Schicksal offenbaren, das Deiner harret. Ehe eine Woche vorüber gegangen sein wird, wird Dein niederträchtiges Herz sein Lebensblut vergießen und die Erde von Dir, Ungeheuer, für immer befreit sein.“

Der Schmuggler starrte die Zornige unbeweglich an. Er hätte sie erwürgen mögen, vermochte es aber nicht; seine Füße waren ihm wie an den Boden gewurzelt, und lange schaute er ihr stieren Blickes nach, nachdem sie schon im Gehölz verschwunden war. Noch immer vermeinte er die Stimme der Sybille zu vernehmen, bis er sich endlich überzeugte, daß ihn der Wind täusche, der durch die Bäume pfiff.

Mürrisch ging Parker nach Hause, und erst, als die Branntweinflasche kreiste und die Kameraden lustige Lieder anstimmten, vergaß er das entsetzliche Weib und ihre Drohungen.

Des folgenden Tages stachen die Schmuggler in See und fünf Tage später erschien ein Lugger zwei oder drei Meilen landabwärts. Es war das Kontrebandeschiff, das nur die Nacht erwartete, seine Ladung zu landen. Die Schmuggler glaubten sich völlig sicher, denn sie hatten die Nachricht erhalten, daß die Strandwache nicht auf ihrem Posten und bereits tags zuvor nicht gesehen worden sei. Also vermuteten sie, die Wächter lauerten anderswo. Des Nachts wurden die Fässer gelandet und in eine Höhle geschafft. Williams, das Haupt der Bande, und Parker, sowie weitere drei oder vier andere wollten eben die Leuchten in ihren Laternen auslöschen und heimgehen, als aus dem Wendelgange, durch welchen die Schmuggler nötigenfalls in ein Dickicht entweichen konnten, eine Abteilung der Strandwache ihnen entgegentrat und eine zweite vor dem Ausgange der Höhle erschien. Man forderte die Kontrebandisten auf, sich zu ergeben. Diese aber zogen ihre kurzen Säbel und prüften ihre Pistolen. Es fiel ein Schuß — ein zweiter — ein dritter! — und jetzt waren sie handgemein. Indessen, gleich als verlangten beide Parteien nach Raum, Luft und Sternenschimmer, drängte das wogende Kampfgetümmel der Bucht zu.

Den Rücken an die Wand gelehnt, stand Parker im Innern der Höhle, ihm gegenüber zwei Bewaffnete. Den einen streckte sein Säbel nieder und gegen die Brust des anderen schlug er die Pistole an. Dieser andere war das letzte Hindernis, das ihm zur Erreichung der Wendeltreppe im Wege stand und schon hatte er den Finger am Drücker, als ein markerschütternder Schrei durch die Höhle gellte. Unwillkürlich ließ Parker die Hand sinken und blickte zur Seite — es war die Zigeunerin. In demselben Augenblicke fuhr des Gegners Säbel ihm in die Brust. Er stürzte nieder und die Pistole entfiel seiner Hand. Da beugte sich die Zigeunerin über ihn und ihr Hohngelächter durchdröhnte die Wölbung; es war das Spottgeheul einer Furie. Mit der Kraft der Verzweiflung erhob sich der Verwundete und griff nach der Feuerwaffe. Allein ein Blutstrom ergoß sich aus seinem Munde und erschöpft brach er wieder zusammen. Ein noch lauteres, schrilleres Geschrei gellte von den Lippen der Zigeunerin.

Jetzt wurde Williams herbeigeführt, blutend und gefesselt. Sein Blick fiel auf Parker. Parkers Auge begegnete dem seinen und zuckend stöhnte er: „Mein Weib, mein armes Weib!“

Da trat die Zigeunerin zu ihm und grinste: „Ha, ha, ha! dank Eurem Unterrichte und der Armut, in der Ihr sie verlaßt, wird sie ihren Weg bald in den Kerker finden und auf die Tretmühle, und das wird ihr eine heilsame Motion sein, ha, ha, ha!“

Der Sterbende zog die Augen ab von seinem Genossen und schloß sie in stummer Verzweiflung. Plötzlich riß er sie wieder auf, blickte auf Williams und seufzte: „Meine Kinder, meine armen Kinder!“

„Ja!“ jauchzte die Megäre und lachte entsetzlich. „Ja, dank Eurem Unterricht und Beispiel, die werden eines Tages am Galgen baumeln.“

Da schlug Parker die brechenden Augen noch einmal auf und suchte die Stelle, wo die Zigeunerin gestanden. Sie war verschwunden!

E. König.

Zwischen San Francisco und Yokohama.

Ein Taifun vom 5. bis 6. September 1886.

Von Fred Sicherer.

Nachdem wir schon siebzehn Tage zur See gewesen waren und verhältnismäßig gutes Wetter und günstige See gehabt hatten, hofften wir die noch übrigen vier oder fünf Tage bis Yokohama ebenso glücklich zurücklegen zu dürfen. Wir alle waren frohen Mutes, als wir am 3. September in 36^0 10′ n. Br. und 158^0 35′ ö. L. plötzlich in eine sehr aufgeregte See gerieten, so daß unser Dampfer, die „City of Rio de Janeiro“, fürchterlich zu rollen anfing. Der Kapitän, ein stahl- und wetterharter Seemann, wie er im Buche steht, gab die Erklärung, daß hier ein fürchterlicher Orkan gerast, dessen Gebiet von Mazatlan (Mexiko) bis hinauf zur Beringsstraße gereicht habe 2c. Uns erschien dies auch ganz plausibel; wir hatten indessen unter uns 54 Passagieren erster Klasse etwa die Hälfte der amerikanischen und englischen Mission angehörige Personen — Herren und Frauen, worunter Dr. Kerr, Vorstand des amerikanischen Missionsspitals in Kanton, welcher schon 26 Jahre in China lebte und die meteorologischen Beobachtungen dieses Landes, besonders auch die Taifune, genau in ihren einzelnen Vor- und Nachwehen und Erscheinungen notierte. Er schüttelte etwas ungläubig den Kopf zu Kapitän Seabury's Aufstellung und meinte, ein Sturm möge wohl hier vorbei passiert sein, ein Taifun aber sei es nicht gewesen, wohl aber dürfte ein solcher folgen.

Das Rollen wurde indessen immer intensiver; am 4. September bei 35^0 53′ n. Br. und 135^0 10′ ö. L. war es immer noch merkwürdig windstill, schönes helles Wetter, und doch mußte an Bord alles, Sitze, Bänke, Boote 2c., fest angebunden werden, ja sogar die Passagiere, die etwas marode geworden, da sie sonst rein über Bord gekugelt wären. Wir gesunden Passagiere mußten uns gehörig festhalten und hatten die größte Schwierigkeit, auf Deck von einem Ende zum andern, ja nur von einer Seite zur andern zu gelangen. Hier will ich erwähnen, daß die „City of Rio de Janeiro“ kein kleines Boot, sondern ein für diese gewaltige Seefahrt auf dem „Stillen Ozean“ passender großer, eiserner Dampfer von ca. 3500 Tonnen mit ca. 3000 Pferdekräften war, der bei einem täglichen Konsum von etwa 35—40 Tonnen Kohlen (700—800 Zentner) eine Durchschnittsfahrgeschwindigkeit von etwa 11 Knoten hatte. Die „City of Rio de Janeiro' war sonst „steady“ — ruhig und ein ausgezeichneter Steamer. Außer Kapitän, Offizieren und Ingenieuren (Maschinisten) war die ganze Bemannung chinesisch, selbst die Steuerleute, Köche, Aufwärter 2c.; wie sich nachher auswies, bewährten sich die bezopften Söhne des Himmlischen Reiches vortrefflich in der Stunde der Gefahr. Passagiere hatten wir etwa 54 erster Klasse, wovon die Hälfte Frauen und Kinder, dann etwa 560 Zwischendeckspassagiere, sämtlich Chinesen, Cargo meistens Mehl und Eisenwaren und etwa 200 Kisten chinesische Kadaver, richtiger Skelette.

Am Abend des 4. September wurde das Rollen geradezu unerträglich und gegen 10 Uhr nachts fing das unheimliche „Singing in the Riggings“ (wörtlich: Singen im Talelwerk) an, ein Zeichen, daß ein scharfer Wind im Anzuge ist. Noch kam derselbe aber von Norden und trotz der Steigerung zum Sturme während der Nacht glaubte man eben, ein Sturm sei im Anzuge; niemand, selbst der Kapitän nicht, dachte an einen Taifun (englisch Typhoon, deutsch Typhon, chinesisch Taifun [wörtlich Tai groß, Fun Wind], in den Antillen 2c. wird er gewöhnlich Cyklone, in Afrika Tornado genannt).

Von Schlafen-können nicht die Spur, nicht allein die auf Deck eindonnernden Wasserwogen, das Heulen des Sturmes und das Geächze des Dampfers verhinderten dies, nein, das über alle Maßen starke Stampfen und Rollen, das einen kreuz und quer in den Betten herumwarf, schob, drückte und stieß, die Handkoffer und sonstiges Gerät rollte und polterte wie besessen in den Kabinen herum und machte die wundersamsten Kapriolen, ein gut Teil ging in Stücke und Scherben, und so rückte endlich das fahle Tageslicht, grau in grau, heran.

Gegen 6 Uhr sammelten sich diejenigen Passagiere, die sich überhaupt noch aufrecht halten konnten — es waren 12 oder 14 — in der sog. „Social Hall“ (Gesellschaftszimmer) oben auf Deck, gerade über dem Salon, die aber durch Kabinen, welche rechts und links dabei angebracht waren, sehr verengt ist, und da vernahmen wir zu unserem nicht sehr großen Behagen, daß der Wind „increasing“ (verstärkend) sei und Kapitän Seabury, welcher bald nachher einen Augenblick von der Kommandobrücke herabkam, erklärte jetzt kurz und trocken, wir befänden uns in einem richtigen Taifun; er ließ den Dampfer wenden — Richtung Westen, San Francisco — um dem Verderben zu entrinnen. Diese Nachricht, resp. dieser Befehl zum Rückwärtsfahren deprimierte uns viel mehr als das Schreckenswort: Taifun; denn nun erkannten wir die Gefahr in ihrer ganzen Größe. Was halfs? Drinnen waren wir und so galt es geduldig auszuharren, auf Gott vertrauen und die jammernden Frauen, Kinder, und selbst Männer mit Mut und Vertrauen, so gut dies möglich, zu erfüllen.

Gegen 7 Uhr wurde das erste unserer Rettungsboote weggerissen, dem eine halbe Stunde später das zweite folgte; letzteres wurde eigentlich erst ausgehängt und schwebte einige Augenblicke auf der tosenden See, noch an einem Haken festgehalten; ein chinesischer Matrose ließ sich tollkühn an einem Tau hinab, um den zweiten Haken einzuhängen und sodann das Boot wieder heraufhissen zu lassen, aber bevor er noch sein kühnes Vorhaben ausführen konnte, zerschmetterte eine Woge das Fahrzeug an den Wänden unseres Dampfers und nur mit knapper Not entging der mutige Seemann dem Untergange selbst — halb bewußtlos konnte man ihn noch den brüllenden, rasenden Wogen entreißen. Wilder raste der Sturm, ärger tobte die See, Sturzwelle auf Sturzwelle brach auf Deck, nicht mehr Berge, nein Gebirge von Wellen umgaben uns, rollten um uns her und brachen sich mit fürchterlicher Wut an unserem Dampfer, ihm förmliche Todesstöße versetzend, oder platzten wutschäumend auf und aneinander. Das Charakteristische des Taifuns trat hier gar deutlich hervor; sonst bei Sturm hat die Bewegung des Meeres eine bestimmte Richtung, mehr oder weniger stark, je nach der Gewalt des Windes. Hier ging alles wirr, kraus, wirbelnd durcheinander, wie ein Kreisel drehte sich die See, bald kam der ganze Wasseranprall von Norden, bald von Süden, bald schien es, als ob man sich in einem Riesenwirbel befände, oft schlugen die enormen Wogen in weitem Bogen über Deck hinweg und es wurde dann alles wie in einem meergrünen Palast verdunkelt für Momente; schwer keuchte und ächzte der Dampfer, wie ein gehetztes Wild schoß er bald nordöstlich, bald westlich, bald südwestlich, um dem Tod und Verderben bringenden Zentrum des mit ungeheurer Heftigkeit wehenden Taifuns zu entfliehen, überall hin gefolgt von wildschäumenden, turmhohen Wellen, die sich unaufhörlich wie Gebirge aufrollten, wieder zurückschossen und mit neuer Wut auf uns zurückfielen!

Um 10 Uhr wurde die Kabine des Doktors, die auf Oberdeck ca. zehn Schritte von der Social Hall lag, von einer Sturzwelle erfaßt und zertrümmert, seine ganze Apotheke ging in Stück und Scherben. Bleich saß der Doktor, bleich saßen wir 12 oder 14 Passagiere bei dem Geklirr und Krachen der Wände, Flaschen, Dosen und Büchsen, dem unmittelbar ein Nachspiel folgte, dadurch, daß eine andere Woge in die „Restauration“ eindonnerte und sieben oder acht große Körbe voll Gläser und Geschirr zu Atomen zerschmetterte. Die Restauration befand sich unter der Social Hall, neben dem Salon, der nun dadurch unter Wasser gesetzt wurde, und da etwa zehn „Kleine“ auf den Teppichen des Salons „festgebettet“ waren, so ertönte Zeter-Mordio; eiligst wurden die Kinder befreit und naß, wie sie waren, in die Kabinen verbracht. — Eine zweite Welle vervollständigte das Werk insofern, als sie noch mehr Wasser in den Salon brachte und nun auch viele Frauen, die seekrank weiter im Hintergrunde des Saales lagen, sowie einige männliche Passagiere vollständig durchnäßte und sozusagen keinen trockenen Fleck im Salon mehr ließ.

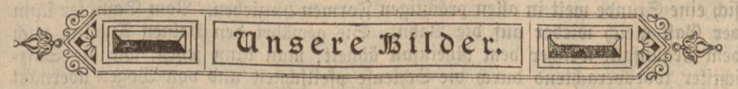
11 Uhr kam Meldung — Barometer „29 — falling off“, was also eine Steigerung des Taifuns zu unserem Schrecken in Aussicht stellte. Bang und still saßen wir da, furchtbar donnerten die Wogen, dumpf ächzte die Schraube und Maschine, und wenn erstere, was fast alle zwei Minuten geschah, durch das Vorwärtsunterschießen des Schiffschnabels hinten aus dem Wasser fuhr und sich wie rasend eine Sekunde lang in der Luft drehte, so zitterte der ganze Schiffskörper in allen Teilen derart, daß man dachte, der ganze Bau ginge auf einen Schlag entzwei; es befand sich ein Apparat an der Maschine, welcher automatisch dieselbe zum „Halten“ brachte, sobald die Schraube aus dem Wasser fuhr und dadurch das heillose Drehen und „Schnurren“ derselben, sowie das Brechen ihrer Flügel beim Wiederaufschlagen auf und in die See verhütete; derselbe funktionierte aber aus irgend welcher Ursache anfangs nicht, und erst vom Mittag ab wirkte er zweckentsprechend.

12 Uhr: Barometer 28.80. Eine Riesenwelle kam hoch über Hinterdeck, also auch über uns, schlug mit Donnern ein, wir glaubten, eine Batterie Geschütze würde à tempo gelöst, zertrümmerte Teile der Takelage, riß Raaen entzwei, zerschlug sämtliche Oberlichter, Balken von 25 bis 30 Centimeter Durchmesser wurden wie Streichhölzer geknickt, und überflutete die Social Hall und Kabinen an Steuerbord derart, daß selbst die Stewards (Aufwärter) händeringend und schreiend flohen, drei Passagiere, welche auf der Steuerbordseite saßen, wurden wie Sardinen die Treppe hinab von der von oben in den Salon dringenden Flut mitgerissen und mitgeschwemmt, einem Steward der Arm entzwei geschlagen, die Stewardeß (Aufwärterin) an einen Pfeiler geschleudert und ziemlich bedeutend am Kopfe verwundet und — das Schlimmste — ein etwa 15 Fuß langes Stück der Steuerbordgalerie der „City of Rio“ eingedrückt. Diese Galerie hatte eine Dicke von ca. 30 Centimeter, ich habe noch Stücke davon als Andenken an den furchtbaren Orkan. Schrauben von 20 und 25 Centimeter Länge, Nieten, Nägel, alles zersplittert, zerrissen wie Strohhälmchen, und da diese Galerie auf dem Hauptdeck und daher nur etwa 18 Fuß über normalem Wasserspiegel war, so ergoß sich Flut auf Flut durch diese Oeffnung. Dies hatte nun insofern noch nichts zu sagen, als das Wasser durch die Röhren wieder abfließen mußte, so lange die von der Galerie etwa 4 Fuß breit entfernte Salonwand stand hielt, da solche aber kaum 20 Centimeter dick, so stand zu befürchten, daß eine zweite Riesenwoge diese noch leichter eindrücke als die stärkere Galeriewand und dann konnte niemand sagen, was geschah. In der That brach bald darauf eine Sturzwelle heran, zerschlug einige, wenn auch gut verschlossene Fenster des Salons und setzte denselben zum viertenmale unter Wasser. Einige Passagiere waren nun schon zum drittenmale gründlich „eingeweicht“ und mußten ca. 18 Stunden in ihren nassen Kleidern sitzen oder liegen, da es rein unmöglich war, zu dem Gepäck zu gelangen, und bei fast sämtlichen Kabinen, die an Steuerbord lagen, war auch das Gepäck total naß geworden. So rasch und gut es ging, wurden nun schwere Dielen vor den Leck gelegt, durch Querbalken verkeilt und verrammt und die Ritzen mit Werg und Theer soweit verstopft, daß wenigstens die See nicht gleich einem Wasserfall hereinbrechen konnte, und dann vor allem, daß die drohendste Gefahr vom Salon abgewendet war. — Leider hatte diese Welle uns auch ein drittes mit Eisen beschlagenes Boot an Bord zertrümmert, so daß es so gut wie nutzlos war. Man dachte, Titanenfäuste hätten auf dieses sehr solid konstruierte Boot eingehämmert, so sah es nachher aus, und das Charakteristische war, daß sämtliche verderbenbringende Wogen von der rechten (Steuerbord-) Seite kamen, es schlugen genug und große Wellen auch von links — Backbord — ein, aber keine von diesen zertrümmerte oder schwemmte Boote hinweg oder richtete nennenswert.n Schaden an.

1 Uhr 30 Minuten. Immer derselbe Ton — dies asper! Der Dampfer rollte jetzt so kolossal, daß fast immer eine Seite das Wasserniveau berührte und wir bald mit Kopf, bald mit Füßen senkrecht standen oder vielmehr lagen. Jede Minute glaubte man, der Dampfer kippe um, wie Kanonendonner rollte es aus dem unter dem Salon befindlichen Gepäckraum, da die Koffer und Kisten bei jedem Schaukeln wild und wirr durcheinander kugelten; wie auf einer Kegelbahn rollte und donnerte es da unten permanent hin und her, die Lampen und Gläser in Salon und Kabinen wurden herausgeschleudert und zertrümmert; Batterien von vollen und leeren Flaschen krachten klirrend in Stücke und vermehrten das allgemeine Getöse, dazwischen zerbrach 'mal wieder ein Korb Porzellan oder Geschirr.

2 Uhr 10 Minuten: Barometer 28.64 — also immer noch fallen, immer noch Steigerung des Sturmes! Und doch hielten wir dies gar nicht mehr für möglich. Meldung kam: am Vorderteile habe eine Sturzwelle eingeschlagen, einen Passagier, Chinesen, getötet, ein anderer, auch Chinese, sei vor Schrecken gestorben; letzterer war allerdings vorher schon krank. Dabei flogen plötzlich brennende oder glimmende Papierfetzen von vorn nach hinten im Schiffe; glücklicherweise war alles so naß, daß die Papierschnitzel nicht leicht zünden konnten. Nach dem Sturm erfuhren wir, daß dies ein religiöser Gebrauch der Chinesen, die während des Sturmes Sandelholzkerzchen anzünden, Gebete auf eine besondere Art Papier schreiben, sie an den Kerzen anzünden und dann dem Wassergott (Dschoß, engl. Joss) zuwerfen, um ihn zu versöhnen. Der Rarität halber kaufte ich mir für 25 Cents auch einige dieser Kerzen und mit Goldhieroglyphen bedeckten Papiere gleich nach dem Sturm, und andern Tages wollten der amerikanische Gesandte Col. Denby in Peking, der mit uns fuhr, sowie einige Missionare, auch noch welche kaufen, aber um kein Geld war mehr eines zu bekommen; während der Nacht hatten die Chinesen ihren ganzen Vorrat davon dem Dschoß geopfert.

3 Uhr: Zwei Wellen drangen in Küche und Restauration ein und zertrümmerten an Geschirr und Glas, was noch heil war; furchtbares Gepolter, Geklirr, Gerassel, Geschrei und Gejammer; etwas Brot und Käse wurden uns gereicht, aber der Durst quälte uns, nicht der Hunger. Wellen turmhoch, Himmel schwarz oder eigentlich braungrau — ein trostloser Anblick. So verbrachten wir in dumpfem Hinbrüten und durchaus nicht gehobener Stimmung, in nassen Kleidern und auf nassen Sitzen eigentlich apatisch unsere Zeit, bis gegen 6 Uhr abends eine plötzliche Windstille uns förmlich erschreckte. Wir kletterten auf Deck hinaus, was wegen des starken Schaukelns und der immer noch einschlagenden Wogen mit größter Vorsicht geschehen mußte, sahen die greuliche Verwüstung und Unordnung, die das Wasser an Bord oben angerichtet, und trafen total erschöpft vor Anstrengung den Obermaschinisten, der eben ans Tageslicht stieg und uns sagte, bei Taifuns trete immer nach ca. 12 Stunden eine Windstille ein, aber derselbe beginne dann wieder. Eine tröstliche Aussicht für uns, doch waren wir froh, daß der Sturm uns wenigstens etwas „aufatmen“ ließ. Gegen 8 Uhr fings wirklich wieder an, als Introduktion zertrümmerte eine Sturzwelle den auf Oberdeck befindlichen Rauchsalon und brachte vier Passagiere bis an Brusthöhe ins Wasser. Doch war die Gewalt des Taifuns im großen Ganzen gebrochen; todmüde krochen wir in unsere nassen Kojen, und wenngleich am andern Morgen noch Stockwerk-hohe Wellen gingen und alles an Bord und Deck noch festgebunden werden mußte, so ließen das schöne Wetter und der blaue Himmel auf „bessere Zeiten“ und glückliche Ankunft in Yokohama hoffen, welches wir auch, Gott sei Dank, vier Tage später erreichten. Den Kurs nach Japan hatten wir seit 4 Uhr morgens wieder aufgenommen und ein Dankgottesdienst fand um 11 Uhr an Bord statt, dem alles außer den Chinesen beiwohnte; selbst zwei Juden, die an Bord waren, der wetterharte Kapitän und seine sonst nicht sehr „frommen“ Offiziere waren mit vollem und dankbarem Herzen zugegen. Abends dankten alle auch dem Kapitän für seine mutige und glückliche Führung und Leitung des Schiffes. Er sprach dabei den herzlichen Wunsch aus, daß keinen von uns mehr ein Taifun überfallen möge, und ich glaube, jeder wird sich zeitlebens dieses dies asper erinnern und Gott für die Errettung aus der furchtbaren Gefahr dankbar sein!



Unsere Bilder.

Ischl. Das nahe Laufen mit seiner grünen Idylle zeigt uns den kleinen „Traun-Fall“, melcher einst so wild war, daß er alle Schiffe zertrümmerte, heute aber auf Geheiß eines schlichten Arbeiters Namens Seeauer die Schiffe gleiten läßt; dann gelangen wir weiter in ein immer mehr sich breitendes

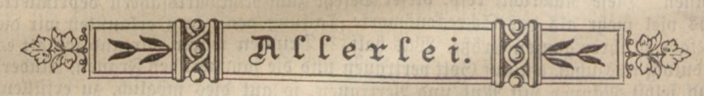
Alpenthal mit wundervollem Frischgrün, in das schroffe Alpenzacken hereingucken, dessen in einer engeren Gruppe um zwei Kirchen gelagerte Häuser, nebst den stundenweit auf Höhen und zwischen solchen zerstreuten, die Ortsgemeinde Goisern bilden, die noch dadurch merkwürdig, daß sie die größte protestantische Dorfgemeinschaft Oesterreichs ist. Von hier führt der Weg einerseits in die Gosau, deren zwei Stunden entferntes Ende der überwältigende Gosausee mit dem Dachsteine bildet. Wenn man dahin wandernd aus der düstern Wald- und Felsengasse herausgetreten, befindet man sich in einem Felsenkessel, der seine Schroffen und finstern Tannen in einem grünschwarzen See rechts und links spiegelt — über den aber vor uns ein Gletscher mit stets eisigen, schneeweißen Mulden leuchtet, der eben deshalb auch doppelt licht aus dem sonst dunklen See herausspiegelt, so daß die Seele bei allem Entzücken doch von einem eigentümlichen Schauer überwältigt wird. Die weiße Fläche oben, mit den Torsteinen oder Zacken, welche den Himmel zu tragen scheinen, macht zumeist den poetisch schönen Eindruck, als sei sie in ein kristallartig schimmerndes Licht getaucht, so stark ist das Glitzern der eisbedeckten Spitzen; der blitzende Schnee blendet und die glühende Abendröte flammt vulkanisch auch aus der Wassertiefe heraus. Linkwärts von Goisern aus gelangt man zur Gosaumühle an dem Hallstädter See. Noch vor wenigen Jahren konnte man nach Hallstadt drüben nur zu Wasser gelangen. Jetzt sollte der schroff in den See abfallende Berg, wie einst nur zum „Strenn"- oder Salzwasser-Leitungs-Weg, sich auch zu einer Straße hergeben. Doch reizend und lohnend bleibt die Fahrt im Kahne nach Hallstadt dahin, dessen Häuser wie Schwalbennester an die Felswand geklebt sind, wo Nachbar zum Nachbar übers Dach hinauf und hinab spricht, wo mitten im Orte, auf den Markt ein Wasserfall herabstürzt, und über dem die Wunder und Geheimnisse eines Salzbergwerkes liegen, zu dem man an dem Rudolfsturm hoch oben vorbei gelangt. Der Berg ist wie ein Schwamm durchwühlt von Gängen, und beim Salzwerke sind noch Reste von Leichenfeldern zu finden, deren Gräber und riesige Skelette von einem Volke vor mehreren Tausend Jahren zeugen, das kein Eisen kannte. Jetzt führt die Eisenbahn am See entlang und zeigt den nach Aussee Fahrenden über dem grünen Spiegel rechts dahin Hallstadt mit seinen weißen Häusern und den am Berg klebenden Kirchen, zwischen denen der Mühlbach so von der Felswand hineinstürzt, als wollte er sie gerade über- und ganz wegschwemmen. Es ist dies einer der reizendsten Punkte der an Reizen überreichen Eisenbahn. Und wollen wir nicht ins steirische Salzkammergut (Aussee) über des Koppen wild schaurig und herzensfreudig schönen Weg nach dem Grimming, nach Steinach-Irding, Radstadt, Lietzen, Selzthal, in die Weide, so müssen wir eben zurücklenken. Derselbe, Ischl als Perle an die Schnur der Naturschönheiten reihende Schienenstrang führt dann entgegengesetzt nach der oberösterreichischen Salzkammergut-Richtung, nach Traunsee und Gmunden. Man fährt durch die lange grüne Bergzeile, deren Thalsohle großenteils die rauschende Trau einnimmt, aus ihrem grünen Gewinde Schaumballen wie große Blütenflocken aufwerfend. Sie hat auch Geschäfte, sie muß die gefällten Wälder in den See führen, die geschälten Bäume wie Zündhölzchen dahingaukeln lassen. — Dann kommt links Langbath, an die Höhe gelehnt, rechts sieht man fernehin Rinnbach gelagert, endlose Holzstöße und Schwimmvorrichtungen, hernach das rastlos rauchende Ebensee mit seinen hohen Schornsteinen, welche von der Arbeit bei den Salzsiedereien zeigen und — endlich die Spitze des gewaltigen Traunsteines, welche wir schon von ferne sahen, die des Spitzelsteines daneben. Sie spiegeln ihr Bild in dem See deutlich ab; wir sehen die obere Welt und den Himmel dazu tief unten im grünen aber kleinen enggeschlossenen See, welcher nur einen mäßigen Bergkessel füllt. Und für solche kurze Fahrt wäre der Dampfer nötig? Derselbe große, welcher schon brummt und braust, weißgestrichen und mit bunter Landesflagge auf dem Top, vor uns liegt? Geduld! Der kahle, schroff abfallende Sonnenstein links, mit seinen rußigen Felsen, die wirklich von einem Waldbrande so geworden sind und das enge Rund schließen helfen, wird bald zurücktreten; dann freier und freier sehen wir in der Ferne Traunkirchen; ein Kirchlein im grünen Busch oben auf dem in den See hereinragenden niederen Felsen, präsentiert sich malerisch; der Traunstein rechts wächst immer steiler und gerader empor, daß er förmlich eine schnurgerade aus dem See ragende Felsmauer bis zum Himmel bildet; der Wasserspiegel weitet sich immer schöner, klärender, riesig, bis eine Meile weit dahin und aus der Ferne blinkt die Stadt Gmunden. Bis vor wenigen Jahrzehnten gab es keine Fahrstraße neben dem See, und die abstürzenden Felstrümmer oder Lawinen schlugen Wanderer tot und schleuderten sie in den See hinab. „Wie anders jetzt!" Heut lachen uns reizende Villen am Ufer zu, die sich eine Stunde weit in allen prächtigen Formen hinziehen. Vom Dampfer kann der Gast gleich wieder auf die Bahn. Sie gewährt den kleinen Ausflug nach dem Traunfall, welcher dem Rheinfall ähnelt; man kann sehen, wie die Salzschiffer todesverachtend durch die Schleuse pfeilschnell und von Wogen übernäßt dahinfahren; man kann mit dem Schienenstrange nach Salzburg gelangen, dessen Naturschönheiten wir schon früher gepriesen haben. A. S.



Sturm in Sicht. Die Herrschaft nicht daheim, auf einen langen Nachmittag aus zum Kaffee! O ersehntes Alleinsein! O köstliche Freiheit trotz Staubbesen und Kehrwisch! „Da habe ich noch lange Zeit zur Vollendung der Arbeit," denkt fröhlich die Susanne, „da gibt es keine Uebereilung! Heut bin ich Frau Geheimrätin und mache es mir bequem!" Mit gravitätischem Schritt geht sie einigemale im Zimmer auf und ab, guckt neugierig in alle Kästchen und Auszüge, öffnet die wohlbekannte Thür zum Buffetschränkchen, läßt sich endlich behaglich in dem Lehnstuhl der Herrschaft nieder, streckt wie diese die Füße auf das gestickte Kissen und labt sich ohne Scheu an dem feurigen Tokayer, dem feinen Biscuit, womit die Gnädige ihre Lebensgeister erfrischt. — „Ach, wer es doch immer so schön hätte!" seufzt sie, ohne Kummer freilich, mit glücklichem Lächeln.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewger Bund zu flechten
Und das Unglück schreitet schnell.

Geräuschlos dreht sich die tuchbeschlagene Thür in ihren Angeln, herein blickt mit immer spitzer werdender Nase und bedenklich zitterndem Lockentoupet das Haupt der Frau Geheimrätin, bald ein erstarrendes Medusenantlitz für die ahnungslose Susanne — nur eine Sekunde noch und der Traum ist ausgeträumt!



Richtiges Holz. Festkommissär: „Aus was für Holz machen wir denn die Rednerbühne?" — Zimmermann: „Dazu nehmen wir am besten Pappelholz."

Falsch verstanden. In einen Zigarrenladen tritt ein Bauer und fragt nach dem Preis einer Kiste Zigarren, wie sie im obersten Fache eines Regals stehen. Verkäufer: „Soll ich Ihnen eine herunterlangen?" — Bauer (ausreißend): „Alle Wetter, der ist grob."

Nur nobel. Dame A.: „Ist Ihr Sohn wirklich Aufseher in einem Zuchthaus?" — Dame B.: „Ja, aber es kommen dort nur Verbrecher aus noblen Häusern hin." (Floh.)

Eingegangen. Er: „Liebes Kind, thu' doch in Zukunft etwas Cichorie in den Kaffee!" — Sie: „Aber lieber Mann, ich habe ja heute ein großes Stück hineingethan!" — Er: „So so, nun weiß ich doch, woher der Kaffee immer so miserabel schmeckt!" (Fliegende Blätter.)

Professorin in Ohnmacht: „Helf, Himmel, ich stirb!" — Professor: „Ich habe Dir's aber schon hundertmal gesagt, Emilie, man sagt: Hilf, Himmel, ich sterbe!"

Feine Schmeichelei, von den Frauen gewürdiget. Als die Königin Anna von England den Thron bestieg, erschien unter den vielen Gratulanten auch der Marquis Normanby. Er stattete seinen Glückwunsch in so wohl gewählten Ausdrücken ab, daß die Königin sich verwunderte, aber ihre Verwunderung nicht merken lassen wollte. Sie spielte mit dem Fächer und sagte: „Es ist ziemlich warm." — „Es kann nicht anders sein, allergnädigste Königin," versetzte der Marquis, „denn so lange die Welt steht, hat die Sonne noch nie so schön als jetzt in England geschienen." — Die Folge davon war, daß die Königin den Marquis zum Herzog von Buckingham machte. — So wird oft eine Schmeichelei von den Frauen gewürdigt. St.

Auflösung.

C	a	l	v	i	n
O	r	s	i	n	i
L	o	e	b	a	u
O	s	i	r	i	s

Arithmogryph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11. Eine Stadt in Bayern.
2 11 9. Ein Körperteil.
3 2 3 3 8. Eine fromme Frau.
4 5 9 7 9 4. Eine Göttin.
5 11 5. Ein Vogel.
6 7 8 9 10 11. Ein Schlachtort.
7 1 8 9. Fluß in Deutschland.
8 9 1 8. Ein Planet.
9 5 1 8 9. Ein Werkzeug.
10 4 3 10 8. Verwandtschaftsgrad.
11 5 9 7 3 8 8. Indianerstamm.
Die Anf.-Buchst. ergeben 1—11.

Bilderrätsel.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Redaktion von C. Aug. Pfeiffer in Stuttgart
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.